



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bismarck, G. von: Die Ursachen des Zusammenbruchs Preußens im Jahr
1806 : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nationale Arbeit durch das Anziehen der Diskontschraube ausgefetzt werde, während der Satz in London und in Paris immer niedriger bleibe als in Berlin. Ganz verschwiegen wird aber in der Regel, daß ein Vergleich mit diesen so viel kapitalkräftigern Ländern nicht so ohne weiteres angängig ist, und daß außerdem in ihnen zurzeit nicht entfernt von einem so starken wirtschaftlichen Aufschwunge wie bei uns, der ohne weiteres einen starken Geldbedarf mit sich bringt, die Rede sein kann. Gerade jetzt ist also in der Diskontpolitik doppelte Vorsicht geboten. Der sogenannte „Goldpunkt,“ das heißt der Wechselkurs, bei dem der Goldexport aus Deutschland ein lohnendes Geschäft wird, beträgt hier augenblicklich:

für Wechsel auf London	8 Tage (für 1 Pfd. Sterling)	20 Mark 50 Pfennig
„ „ „ Paris	8 „ („ 100 Franken)	81 „ 40 „
„ „ „ St. Petersburg	8 „ („ 500 Rubelnoten)	216 „ 50 „

Sowie sich die Kurse diesen Grenzen nähern oder sie gar überschreiten, ist also eine Diskonterhöhung unter Umständen auch dann notwendig, wenn sie sonst in andern Tatsachen nicht begründet ist.

Wenn ich das Gesagte zum Schluß kurz zusammenfassen darf, so sind meiner Ansicht nach der Schutz und die Vermehrung des heimischen Goldvorrats wichtige Aufgaben der Reichsbank, aber einen direkten Einfluß auf die Kurse unsrer Reichs- und Staatsanleihen hat der Goldvorrat nicht. Deren Kurse hängen vielmehr von den vorhin geschilderten Verhältnissen ab, und diese günstig zu gestalten muß darum das Ziel der Regierungen und der Parlamente sein. Unser unvergleichliches Heer, unsre jugendfrische Marine, unser einzig dastehender Beamtenstand sind starke Garantien für eine schöne Zukunft unsers Vaterlandes. Geben wir darum Germania zu den körperlichen und den geistigen Waffen auch die finanzielle Rüstung, damit wir nicht länger das beschämende Schauspiel erleben, daß, wie der preußische Finanzminister erklärte, „unsre Staatsanleihen, die ihrem innern Werte nach die besten der Welt sind, viel tiefer stehn als die englischen und die französischen und sogar hinter denen von vielen Staaten untergeordneter Bedeutung zurückbleiben.“



Die Ursachen des Zusammenbruchs Preußens im Jahre 1806

Von G. von Bismarck in Dessau

(Schluß)



ach dem sechsundvierzig Jahre langen harten Regiment des Königs, das dem Volke notgedrungen schwere Opfer auferlegen mußte, atmeten die weitesten Kreise erleichtert auf, als man sich von dem Drucke des überlegnen, alle Verhältnisse beherrschenden Geistes Friedrichs endlich befreit sah. Schon wegen der ungewöhnlichen Länge der Regierung wünschten die Menschen eine Veränderung herbei. Man hoffte von dem Nachfolger ein milderes Regiment,

Erleichterung der Lasten, Einführung von Reformen in Staat und Gesellschaft. So wurde dieser unter den ungemessensten Lobeserhebungen und niedrigsten Schmeicheleien als „der Vielgeliebte“ begrüßt; man schwelgte in Huldigungen, man widmete ihm eine ganze Literatur überschwenglicher Flug- und Festschriften. Das war ein erstes, sehr ernstes Zeichen vom Tiefstande des öffentlichen Geistes.

Friedrich Wilhelm der Zweite war nach seiner ganzen Art allerdings das strikteste Gegenteil seines großen Vorgängers. Stein urteilt über ihn, daß er „neben Befähigung einen edeln, wohlwollenden Charakter, ein lebhaftes Gefühl für seine Würde“ gehabt habe. „Diese guten Eigenschaften verdunkelten Sinnlichkeit, die ihn von seinen Maitressen abhängig machte, Hang zum Wunderbaren, zur Geistesfeherei, wodurch mittelmäßige schlaue Menschen ihn beherrschten, und Mangel an Beharrlichkeit. Einen großen Teil der Fehler seiner Regierung muß man jedoch der Nation zuschreiben, die sogleich ohne Rückhalt und Anstand vor seinen Günstlingen und Maitressen kroch, in der Folge seine bessern politischen Pläne vereitelte und seine Freigebigkeit auf eine unwürdige Art bei der Verschwendung der polnischen Güter mißbrauchte.“ Es sind also tief beschämende, öffentliche Vorgänge, die den König nach seinem Regierungsantritt über sich selbst täuschten, ihn in seinem Erkennen irre leiteten, in seinen Vorsätzen und Bestrebungen einschläferten; um so unwürdiger, als sie nicht etwa von einzelnen selbstsüchtigen, niedrig denkenden Menschen, von Schmarotzern ausgingen, sondern gerade von weiten Kreisen des Volkes.

Es sollte sich nur zu bald erweisen, daß der König seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Denn weder das persönliche Regiment vermochte er aufrecht zu erhalten, noch hatte er bei seiner geringen Erkenntnis der ungesunden Zustände den genügend starken Willen, Reformen durchzuführen. Die Verwaltung blieb, von der Beseitigung einiger Härten abgesehen, der Hauptsache nach unverändert, ebenso die ständische Verfassung, an der Staat und Gesellschaft gleichmäßig frankten. Die Enttäuschung griff um sich, die böswilligste Tadelsucht begann ihr Spiel. Leider gab auch das Privatleben des Königs und seines Hofes Veranlassung zu schwerem Ärgernis und der uneingeschränkten Publizistik eine willkommene Gelegenheit zu einer alles Maß überschreitenden ätzenden Kritik. Es ist für den Charakter der öffentlichen Meinung und die Gesinnungslosigkeit der Presse bezeichnend, daß schon nach zwei Jahren nach dem von ihr mit so unwürdiger Lobhudelei begrüßten Regierungswechsel ihre Haltung und Sprache gerade in das Gegenteil umschlagen konnten. Zahllose Satiren und Schmähschriften der niedrigsten Art, die direkt gegen die Lebensführung des Königs gerichtet waren, überschwemmten das ganze Land, wurden von dem lesebedürftigen, sensationslüsternen Publikum verschlungen und mit Behagen und Genugtuung als Rechtfertigung der eignen Sittenverderbnis begrüßt. Die dagegen ergriffnen Maßregeln schossen weit über das Ziel hinaus. Der fanatische Minister Wöllner, den schon der große König als „betriegerischen Pfaffen“ bezeichnet hatte, veranlaßte Zensuredikte und gegen die Aufklärung gerichtete Religionsedikte, die jede freie Gedankenäußerung niederhalten sollten, aber doch nur das Gegenteil erreichten. Diese züchteten die Heuchelei, die

Zensuredikte riefen den grundsätzlichen Widerspruch hervor, beide erzeugten eine grenzenlose Erbitterung.

Sn völlige Unordnung gerieten die Staatsfinanzen. Denn da man nicht den Mut fand, anstatt der aufgehobnen drückendsten Abgaben neue, gerechter verteilte Steuern aufzulegen, so fehlten nicht nur die Überschüsse, sondern sogar die nötige Deckung für die Bilanz. Der Staatshaushalt geriet so ins Stocken, daß nach dem Verbrauch des friderizianischen Kriegsschatzes von siebzig Millionen Talern infolge von zwei zweck- und ruhmlosen Feldzügen „die Monarchie sich in der demütigenden Lage sah, ihre äußere Machtstellung durch ausländische Hilfsgeelder behaupten zu müssen.“ Freilich ohne Erfolg. Wiederholte diplomatische Niederlagen verminderten ihr Ansehen, und der von Friedrich gegen die österreichische Übermacht und Willkür in Deutschland gegründete Fürstenbund zerbrach dem Könige aus eigener Schuld unter den Händen. Hohnlachend trat Österreich die Erbschaft an, als der Baseler Friede mit der Preisgebung deutscher Lande dem Staate Friedrichs des Großen alles Vertrauen zu seinem Willen und zu seiner Fähigkeit, die deutschen Sachen in die Hand zu nehmen, rauben mußte. Zu alledem kam noch, daß der polnische Gebietszuwachs mit seiner wasserkopfartigen Anschwellung außerdeutschen Gebiets die bisherige Gleichartigkeit der Zusammensetzung der Monarchie in bedenklicher Weise zu verschieben, die Finanzen zu belasten, den entstandnen innern und äußern Schwierigkeiten nur weitere hinzuzufügen begann.

Auch das Heerwesen zeigte mehr und mehr das hippokratische Gesicht. Zunächst in seiner Grundlage, der Wehrpflicht. Denn dadurch, daß der König in gutmütig schwächlicher Nachgiebigkeit gegen allerhand philanthropische Forderungen die Überzahl der früher nur zugestandnen Ausnahmen von der Wehrpflicht anerkannte und gesetzlich festlegte, belastete der Waffendienst fast allein die Bauernsöhne, Krämer, Handwerker und Arbeiter. Der Adel, die Beamten, die Geistlichen, alle vermögenden und gebildeten Klassen, eine große Anzahl volkreicher Städte, ja ganze Landschaften wie Ostfriesland, Lingen, Tecklenburg, Geldern, Kleve, das Sauerland blieben von der Kantontpflicht frei. So konnte es kommen, daß der Dienst zur Verteidigung des Vaterlandes von den Gebildeten und Vermögenden fast wie eine Schande, ein Makel, von den Pflichtigen als eine zu Unrecht verteilte schwere Last empfunden wurde, ein Bewußtsein, das keine Spur von Freudigkeit oder sogenanntem Pflichtgefühl aufkommen lassen konnte, schon nicht im Frieden, am allerwenigsten im Kriege. Der Armee selbst war wohl in Beziehung auf humane Einrichtungen und Verbesserungen, besonders zu Anfang, manche Sorgfalt gewidmet worden. Da aber das ganze von Friedrich hinterlassene „System“ für unübertrefflich galt, die Armee als unüberwindlich, so blieb, nachdem auch hier der belebende Geist längst entschwunden war, nur toter Mechanismus, Puder-, Zopf- und Gamaschenquälerei sowie die brutale Fuchtelei als trostloser Rest übrig. Dressur, Mannszucht und altpreußische Tapferkeit des an sich trefflichen Erbes an Landeskindern, alle diese Vorzüge konnten sich allerdings gegen die anfänglich nur schlecht disziplinierten Horden der französischen Republik immer noch bewähren. Aber gerade diese leichten Erfolge, zuerst in Holland, dann am Rhein bei

Birmasens und Kaiserslautern, bewirkten, indem sie das blinde Vertrauen in die Vollkommenheit und Unbesiegbarkeit ins ungemessene steigerten, daß jedes Streben nach Reformen in Ausbildung, Organisation, Taktik und Strategie fast völlig erlahmte. Um so mehr zeigte sich allenthalben eine verderbliche Selbstüberhebung. Nicht daß es etwa am Studium des Krieges gefehlt hätte! Man verschloß sich nur hochmütig gegen die von den französischen Generalen der Republik angewandten neuen Formen der Kriegführung. Die höhere Generalität hatte wohlmeinende, aufgeklärte, teilweise sogar recht gelehrte Männer in ihren Reihen; aber sie spreizten sich mit ihrer Gelehrsamkeit, die auf einen Wust unfruchtbarer Vielwisserei hinauslief, und die sie dazu verführte, den Krieg wie ein kompliziertes Rechenexempel zu behandeln. Durch künstliche Märsche, strategische Bewegungen, verwickelte Operationskombinationen sollte, möglichst unter Vermeidung des Gefechts, der Gegner über den Haufen manövriert werden, eine aschgraue Theorie, die von den Einsichtigeren spottweise die „Schule der Abschneider“ genannt wurde. Nicht die eigentlichen Mittel im Kriege, die lebendigen Kräfte, also die Menschen, die Heere und ihre Führer stellte man in die Berechnungen ein, sondern umständlich ausgeklügelte Lager und Stellungen, während doch nur allein der Stoß, die gewonnene Schlacht die Entscheidung herbeizuführen vermag. Die fundamentale Verirrung jener Kriegskünstler ist dem gänzlich mißverstandnen Verfahren Friedrichs des Großen in den letzten Feldzügen des Siebenjährigen Krieges entsprungen. Nur der bittersten Not gehorchend, wahrhaftig nicht der Überzeugung oder gar der Neigung, hatte er schließlich in seinem Riesenkampfe gegen die koalierte zehnfache Übermacht mit Rücksicht auf seine zusammengeschmolzenen und zuletzt auch minder zuverlässig gewordenen Truppen die Schlacht möglichst vermieden und in Märschen, Manövern und festen Lagern sein Heil suchen müssen.

Der Bildungsdrang der Zeit hatte übrigens auch die jüngern Leute im Offizierkorps erfaßt; Junkerschulen und militärwissenschaftliche Vereine förderten außerdem die Fach- und allgemeine Bildung der Subalternen. Aber es hatte auch nicht ausbleiben können, daß die Gefahren der Pseudoaufklärung dieser Zeit, die fressenden Schäden der bürgerlichen Gesellschaft: Genußsucht, Niederlichkeit, Spottsucht und Frivolität in das Offizierkorps einzogen. Dazu unleidliche Anmaßung und Dünkelhaftigkeit, die der Offizier in seiner doppelten Eigenschaft als solcher und Adlicher dem Bürger gegenüber, den er mißachtete, an den Tag legen zu müssen glaubte. Es war die traurige Folge der ihm überlieferten und in seinen Gesellschaftskreisen vielfach geltenden Vorstellung von seiner besondern Standes- und Geburtschre. Stand der Bürger schon mit der großen Bevormundungsanstalt, die man den Staat nannte, nur als Steuerzahler im Zusammenhange, so war er mit der Armee durch keinerlei inneres Band verbunden. Was Wunder, wenn er sie als ein fremdes, fast feindliches Wesen, als ein Übel ansah, daß er deren Schicksalen während der Kriege am Rhein sehr gleichgiltig oder, wie später bei ihrer Zertrümmerung im Jahre 1806, sogar mit offener Schadenfreude, mit Hohn gegenüberstand.

Ein Zug der damaligen Geistesrichtung war besonders geeignet, der allgemein herrschenden Gleichgiltigkeit gegen den Staat immer neue Nahrung

zuzuführen: die weltbürgerliche Gesinnung, der Kosmopolitismus. Es ist als eine weitere Folge des Mangels an nationalem Machtbewußtsein anzusehen, daß die aus dem literarischen Aufschwunge und der Aufklärung geborne neue, teilweise glänzende Bildung, dessen Hauptträger eben das Bürgertum war, gerade das Wesen des Staates nicht erfaßte und deshalb auch nicht die Stellung des einzelnen Menschen als Glied des Ganzen. Wohl klopfte der moderne Staatsgedanke und im Zusammenhange damit das große gesellschaftliche Problem schon kräftig an die Tür. So hatte Kant, der Großmeister des damaligen deutschen Geisteslebens, aus den politischen und den sozialen Bestrebungen der französischen Revolution die Folgerungen gezogen: Selbstbestimmung und Selbstbetätigung der menschlichen Vernunft. Ebenfalls nach französischem Muster stellte er die Grundrechte des Menschen als solchen und als Staatsbürger auf, und schlankweg proklamierte er die Volkssouveränität sowie die Ara des ewigen Friedens. Sein Schüler Fichte forderte in damals noch ungestümem Jugenddrange, ebenfalls auf Grund des ewigen Friedens, das System der allgemeinen, weltbürgerlichen Freiheit und seine Verwirklichung. Er rühmte „als Vorrecht des sonnenverwandten Geistes, daß er sich von der Scholle löse und als ein Weltbürger da sein Vaterland finde, wo Licht und Recht.“ Allerdings sollte er mit diesen weltbürgerlichen Träumen später in den schärfsten Widerspruch geraten; indem er aber dieses Theorem zunächst aufstellte, fanden seine utopischen Abstrakta bei der Masse urteilsloser Nachbeter, bei allen sinnlichen und zerfahrenen Naturen nur einen zu begeisterten Anklang, nur allzu eifrige Betätigung. Der ganze Vorgang findet ja auf ähnlichem Felde der philosophischen Spekulation sein Analogon in dem Wirrwarr, in dem kaum wieder gut zu machenden Schaden, den die in ihrem letzten Kerne unverstandnen Lehren Nietzsches in den Köpfen unsrer jetzigen jüngern Generation angerichtet haben.

So nahm die damalige Bewegung jene kosmopolitische Richtung an, die alles Heil des Menschen für die Zukunft nur von einer harmonisch ausgestalteten, rein ästhetischen Zielen dienenden Erziehung erwartete, die „den Staat als einen Notbehelf, die Nationalität als etwas Zufälliges, die Vaterlandsliebe als heroische Schwachheit und endlich als die Heimat des Menschen die Welt bezeichnete“ (Raemmel). Auf solchem Grunde konnte der an sich gesunde, weltbürgerliche Kern, den die Aufklärung in sich barg, aus Mangel an nationalem Bewußtsein und an Selbstachtung nur das traurige Ergebnis zeitigen, daß weite Kreise gebildeter Deutschen das Wesen des Staates und die mit der Zugehörigkeit zu ihm verbundenen Pflichten verkannten oder vergaßen. So viel befruchtende Wirkung also der in seinen humanistischen Zielen notwendig weltbürgerliche Zug der Aufklärung in sozialer Hinsicht auch haben konnte, so schädlichen, ja zersetzenden Einfluß übte deren Destillationsnebenprodukt, eben dieser Kosmopolitismus, auf dem national-politischen Gebiete. Nichts bezeichnet drastischer die dadurch in Deutschland herbeigeführte Begriffsverwirrung, das Daniederliegen jedes Nationalgefühls und aller politischen Instinkte, als die beschämende Tatsache, daß der französische General Custine vor dem Revolutionstribunal zu dem Ausspruch berechtigt war: „Raum

hatte ich den deutschen Boden betreten, als alle Narren des Landes mich aufsuchen kamen.“ Waren es nun auch durch die Nähe der sich abspielenden Ereignisse hauptsächlich süddeutsche Schwarmgeister und Rappelköpfe, die sich ein solches Urteil des Landesfeindes zuzogen, so traf es doch nicht minder die große Gemeinde gleichgesinnter Allweltsbürger in Norddeutschland, die sich in „krankhafter Überschätzung der geistigen Güter“ ihres Nationalbewußtseins entschlagen hatten. Und ungleich verheerender als an des „deutschen Reiches Pfaffengasse“ sollten sich die Wirkungen dieser Krankheit im Jahre 1806 am preußischen Staatskörper offenbaren. Denn wie erklärlich ihre Entstehung aus den politischen Zuständen auch immer sein mag, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß unter den Ursachen, die nachmals, und zwar im Zusammenhange mit der Fäulnis aller staatlichen wie gesellschaftlichen Zustände, den tiefen Fall Preußens herbeigeführt haben, ihr ein nicht gering zu bemessender Anteil zufallen muß. Als der gewaltige Korse mit der Niederwerfung Preußens der ganzen Nation den Fuß auf den Nacken gesetzt hatte, da wurden die ästhetisch traumverlorenen Deutschen mit Schrecken gewahr, daß unpolitischer Idealismus und Allweltsbürgertum niemals ein Ersatz sein kann für den Verlust der nationalen Freiheit. In der höchsten Not, die jede Spur kosmopolitischer Phantasmen weggewischt hatte, da erst lernte das preußische Volk den Zweck und das Wesen vom Staate sowie das sittlich hohe Gut der nationalen Ehre wieder begreifen — und manches andre mehr, freilich vergaß es gelegentlich das alles wieder. Liegt doch die Neigung zu weltbürgerlicher Gesinnung als ein schleichendes Erbübel dem Deutschen sogar unsrer Tage immer noch stark im Blute. Sie war es, die im Jahre 1848 die deutsche Jugend in sentimentalem Gefühlssüßwurm für die Rechte der „edeln Polen“ zu Barrikadenhelden machte, die später dem großen Gelehrten Dubois Reymond den Ausspruch eingab: „daß der Deutsche von seiner geistigen Höhe herabsiehend nur Kosmopolit sein könne“; die endlich die deutsche Sozialdemokratie, so unähnlich der andrer Völker, nicht national, sondern, unwürdig genug, bewußt und gewollt international, ja haßerfüllt gegen alles nationale Empfinden gemacht hat.

Als Friedrich Wilhelm der Dritte das Erbe seines Vaters antrat, hatte der Verfall des Staates schon reizende Fortschritte gemacht. Schon warfen kommende Ereignisse ihre schwarzen Schatten voraus, und in der Luft lag etwas wie Modergeruch. Dem pflichttreuen, seiner Verantwortlichkeit sich bewußten Könige waren die Mängel des Staatswesens, der Armee sowie die Zerfetzung des Privatlebens im Volke sehr wohl bekannt. Aber seinem Wesen konnte es nicht beschieden sein, eine irgendwie nennenswerte Besserung oder gar Umkehr herbeizuführen. Auch ein viel energischerer, rücksichtslos durchgreifender Charakter hätte eine Katastrophe kaum mehr abzuwenden vermocht, so hatten sich die Dinge schon zugespitzt. Das gesellschaftliche Grundübel der Zeit, die Sittenverderbnis war zu einer fressenden, alles ansteckenden Seuche geworden. Zeitgenössische Stimmen entwerfen von diesen Zuständen trostlose Bilder: „Die Herrschaft der niedrigsten Triebe hat alles um sich vergiftet“; und weiter: „Das Verderben der Sitten hat sich allen Ständen mitgeteilt.“

Selbst der Bauernstand ist durch den Luxus verdorben worden, den geschlechtlichen Ausschweifungen, der Wöllerei, dem Spiel und allen Lastern ergeben; er achtet keiner Sittenlehre seines Pfarrers mehr, die Gesetze sind ihm zum Gelächter geworden, alle Bande, die das Volk fesselte, sind gelöst. . . Eine so verkommene Nation, in der Genußliebe, Egoismus und Geldgier anzutreffen ist, für die war der redliche Friedrich Wilhelm nicht geschaffen.“ Ja noch mehr des Verderbs: „Des Königs sittliche Hoheit, die Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Lebensführung des königlichen Paares wurden Veranlassung zu gehässiger Anfeindung seitens jener vorurteilsfreien, philosophisch lebenden Allermweltsbürger, die in den Salons der Gebildeten den Ton angaben. Aber auch diejenigen, die in altväterischer Weise in Stadt und Land lebend, diesem frivolen Treiben fern blieben, verfielen dem Gespött, geschweige, daß deren Beispiel dem allgemeinen Unfug gesteuert hätte.“ (Verfasser der „Vertrauten Briefe.“) Die ebenfalls sämtlich übereinstimmenden Schilderungen der Verdorbenheit die Frauen im allgemeinen, „der vornehmen Weiber“ im besondern, sind gar nicht wiederzugeben. Der Sittlichkeitsgrad des weiblichen Geschlechts ist ja der zuverlässigste Prüfstein zur Beurteilung aller gesellschaftlichen Verhältnisse! Kurz, ebenso wie vor der Revolution die französische Gesellschaft, so tanzte man auch in Preußen auf einem Vulkan.

Das Ansteckende solcher Zustände zeigte sich auch im Beamtentum und besonders häßlich in der Armee, im Offizierkorps; ja dieses wurde für die allgemeine Niederlichkeit sogar tonangebend. Der Müßiggang im damaligen Berufe, der allen Lastern Vorschub leistete, machte die Bemühungen des Königs, durch gutes Beispiel dem Unwesen zu steuern, gänzlich unwirksam. Auch die Schäden der Armee hatte der König sehr wohl durchschaut; die geringen Leistungen und die zweifelhaften Erfolge am Rhein und in Polen hatten ihm diese Erkenntnis verschafft. Sein praktisch nüchterner Verstand und ein richtiges Gefühl für die Wirklichkeit der Dinge täuschten ihn selten. Bescheiden aber, wie er war, beugte er sich, wie in allen Staatsangelegenheiten, so auch in denen der Armee, dem Drucke zweifelhafter Autoritäten und dem Herkommen, ohne jedoch überzeugt zu sein. Dabei wurde er immer verschlossener und mißtrauisch gegen die eigne Kraft und Fähigkeit, wie gegen die seines Volkes, und nicht zum wenigsten berechtigterweise gegen die Leistungsfähigkeit seiner Armee. Mit ihm selbst teilten viele einsichtige, weitschauende Offiziere die Besorgnisse wegen ihres Zustandes und ihrer Brauchbarkeit; nur geringfügige Verbesserungen, die jedoch den Kern des Verfalls nicht berührten, erfolgten, sonst blieb alles beim alten. Schon Scharnhorst hatte ja um die Jahrhundertwende und zuletzt noch Kneesebeck im Jahre 1805 ein Projekt zur volkstümlichen Ausgestaltung der Heereseinrichtungen ausgearbeitet und vorgelegt. Die Militärorganisationskommission führte jedoch in ihrer Antwort aus: „wie es ganz unbegreiflich erscheine, daß jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichtes Muster gewesen und bleiben werde, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuten könne.“ So blieb die Armee, wie sie von einem Kenner bezeichnet wurde: „von außen viel Schimmer, Blendwerk, lackiertes Wesen; dahinter wurmfressiges Holz.“ Und doch barg

sie schon in ihren Reihen alle die vortrefflichen Männer, die nach dem Zusammenbruch sie wieder aufrichteten und zum Siege führten.

Das geringe Vertrauen des Königs zu der Leistungsfähigkeit der Armee mußte in Verbindung mit der ihm eignen Entschlußlosigkeit auch seine Haltung und seine Maßnahmen in der äußern Politik beeinflussen. Und das gerade zu einer Zeit, wo nur die entschlossenste Initiative, die rücksichtslose Ausbeutung jedes sich anbietenden Vorteils allen den Gefahren, die der Monarchie auch von außen drohten, hätte Troß bieten können.

Im Jahre 1805 kämpften Osterreich, England und Rußland gegen den Kaiser Napoleon; Preußen dagegen verharrte in einer Art Starrsucht. Seine bewaffnete Neutralität mußte von vornherein als Eingeständnis der Schwäche erscheinen, die Napoleon erkannte und benutzte. Mit zynischer Absichtlichkeit mißachtete er die Neutralität Preußens, indem er durch die preußischen Ansbach'schen Lande rückte, und schnell und mit voller Wucht warf er sich auf die dadurch umgangaene östereichische Armee. In Preußen hatte man auf die unerhörte Herausforderung keine andre Antwort als mit Promemorien und Drohungen beschriebne Papierberge. Man wollte erst nach einem Siege der Koalition beitreten, reizte aber durch diese zweideutige Haltung den französischen Kaiser auf das äußerste. Denn eine Kriegserklärung, zu der der preußische Unterhändler, Graf Haugwitz, die Vollmacht in der Tasche hatte, und der sofortige Vormarsch der mobilen und teilweise schon an den Grenzen stehenden Armee im Rücken Napoleons hätten diesen in die übelste Lage bringen müssen. Es gelang ihm aber, den ränkeschmiedenden Haugwitz, dessen Absichten er durchschaute, durch eine platte Komödie zu täuschen und hinzuhalten, bis die Schlacht von Austerlitz die ihm von Preußen drohende Gefahr beseitigte, und der Abschluß des Waffenstillstandes mit Osterreich sowie der Abzug der Russen ihn wieder zum Herrn der Lage machte. Des Grafen Haugwitz würdelose Beglückwünschung zum Siege beantwortete er nun mit schneidendem Hohn: „Ihr wollt, so herrschte er ihn an, die Freunde von aller Welt sein; das ist nicht möglich; man muß zwischen mir und meinen Gegnern wählen!“ Preußen war isoliert. Es hatte sich den Haß des Korsets zugezogen und zugleich das Vertrauen der beiden Kaiserstaaten verloren. Haugwitz, der nun sah, was er angerichtet hatte, verlor darüber vollständig den Kopf; für Preußen das Schlimmste befürchtend, schloß er an demselben Tage, an dem die Aktion beginnen sollte, durchaus eigenmächtig den Schönbrunner Vertrag ab: Bündnis mit Frankreich, Tausch Neuenburgs, Ansbachs und Kleves gegen Hannover. Nun mußte Osterreich den Frieden mit harten Verlusten erkaufen, denn es schien ganz undenkbar, daß der preußische Diplomat einen solchen jähen Frontwechsel ohne ausdrückliche Vollmacht seines Kabinetts hätte vollziehen können. In Berlin allerdings war man empört über diese Niederlage; denn sie stellte ja alle Beziehungen zu den befreundeten Kaisermächten schlankweg auf den Kopf. Um andre Bedingungen zu erhandeln, wurde Haugwitz nun nach Paris geschickt. Napoleon empfing ihn jedoch erst dann, nachdem er sich vergewissert hatte, daß inzwischen die preußische Armee wieder auf den Friedensfuß gebracht worden war. Als er nun freie Hand hatte, erklärte er den Schön-

brunner Vertrag allerdings für aufgehoben; aber er nahm Besitz von Neuenburg, Ansbach und Kleve, forderte und bewirkte vertragsmäßig die Besetzung Hannovers sowie die Sperrung der Häfen dieses Landes gegen England durch Preußen und machte damit das Inselreich ebenfalls zum Gegner des norddeutschen Staates. So hatte eine wahrhaft selbstmörderische Politik dem Korjen, diesem längst erbitterten Feinde, alle Vorteile, deren er zur Abrechnung bedurfte, selbst in die Hand gespielt. Mit dem Rheinbunde als Brücke konnte jener bei der ersten Gelegenheit, die leicht herbeizuführen war, gefahrlos in das Herz des isolierten Staates Friedrichs des Großen hineinstoßen.

So endete das Jahr 1805. Es war der Anfang von dem Ende der alten Monarchie. Wie in der innern Staatsführung, so hatte man auch in der äußern Politik mit Halbheiten, Zweideutigkeiten und kleinen Mitteln gearbeitet; und das alles in einer krisenschwangeren Zeit, die überall kraftvolle Entschliefungen verlangte. Anstatt den Gefahren, die der Monarchie drohten, die Stirn zu bieten, ihnen zuvorzukommen, ließ man sich von den Ereignissen einfach schieben; und da man im Gefühl der Schwäche den Frieden unter allen Umständen wahren zu müssen glaubte, so konnte er auch nicht ehrenhaft sein. Ein gesicherter und ehrenvoller Frieden wird aber nur dem Staate beschieden sein, der neben den Mitteln auch den Willen hat, sich ihrer rücksichtslos zu bedienen. Diese Mittel sind Rüstung und Waffen. Da man aber alle Rüstung zu Schutz und Trutz hatte rosten und schartig werden lassen, da das Heer, und die zuverlässigste aller Waffen, die sittlichen Kräfte im Volksleben versagten, da alle Deiche des preußischen Staates unterspült waren, konnte er den heranbrausenden Sturmfluten nicht widerstehn.



Jakob Burckhardts Geschichtsauffassung

Von Otto Eduard Schmidt



Im Sommer 1868 entwarf der bekannte Kulturhistoriker Jakob Burckhardt in Konstanz eine neue Vorlesung „Über Studium der Geschichte,“ die er im folgenden Winter an der Baseler Universität und dann noch einmal im Winter 1870/71 abhielt. Derselbe Gelehrte hat dann im November 1870 drei Vorträge „Über historische Größe“ und im November 1871 einen „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte“ gehalten. Diese drei Niederschriften Burckhardts mit einigen 1873 hinzugefügten Zusätzen hat jetzt der Baseler Professor Jakob Deri, derselbe Gelehrte, dem wir schon die Herausgabe der vierbändigen „Griechischen Kulturgeschichte“ Burckhardts verdanken, unter dem Titel „Weltgeschichtliche Betrachtungen“*) veröffentlicht. Die in diesem Buche vereinigten Vorlesungen

*) Weltgeschichtliche Betrachtungen von Jakob Burckhardt, herausgegeben von Jakob Deri. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1905. VIII und 294 S.